

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 59.

Berlin, Freitag den 17. Mai

1839.

### Australien.

#### Besuch bei Pomarré, der Königin von Tahiti \*).

Am 26. November waren wir im Angesicht der Insel Tahiti, und am folgenden Morgen ankerie ich vor Mataval. Ich erfuhr, daß die Fregate „Venus“ und die Korvetten „L'Atalabe“ und „La Cécile“ im vorjährigen Dezember gleichzeitig hier gewesen seyen. Der Capitain der „Venus“ hatte die Genugthuung, die er verlangen sollte, erhalten und war dann abgefegelt. Noch an demselben Tage besuchten mich mehrere Häuptlinge, worunter auch der Gemahl der Königin und der Häuptling Pafai, der sich immer als Freund der Franzosen gezeigt hat. Letzterer rief mir, den Ankerplatz vor Mataval, welcher im Dezember, Januar und Februar sehr gefährlich ist, zu verlassen und nach Papeiti zu gehen, wo die Königin wohnt. Dies that ich am folgenden Morgen.

Herr Mörenhout, den ich bei meiner Ankunft sah, erzählte mir, daß man ihm nicht gestatten wollte, ein Stück Land, welches sein Haus umgiebt, käuflich zu erwerben. Seit der Abfahrt der „Venus“ ist nämlich ein Gesetz ergangen, welches den Ausländern jeden Grundbesitz auf Tahiti untersagt. Ich rief ihm, eine direkte Eingabe an die Regierung zu machen, und zwar noch ehe wir vor Pomarré zur Audienz erschienen; denn es war mein Voratz, im Falle sein Gesuch zurückgewiesen würde, der Königin zu bedeuten, daß ein Französischer Konsul auf Tahiti so wohnen müsse, wie es seiner Würde gezieme, und dem Britischen Konsul nicht nachsehen dürfe. Herr Mörenhout erreichte jedoch ohne meine Verwendung seinen Zweck.

Am folgenden Freitag verließ ich, von einigen Offizieren der „Héroïne“ begleitet, die Korvette und besuchte die Königin in ihrem neuen Hause, das recht schön, aber noch unvollendet ist. Sie empfing uns in einem großen Zimmer, das fast ganz ohne Möbel war und in welchem außer ihrer Mutter, ihrer Tante und einigen Hofdamen auch der Häuptling Tati, der ihr ganzes Vertrauen zu genießen scheint, und noch andere Personen sich eingefunden hatten. Pomarré stand von ihrem Sitze auf und reichte mir die Hand. Darauf winkte sie einer Tahiterin, die sehr gut Englisch spricht, und gab mir zu verstehen, daß diese Dame unsere Dolmetscherin seyn sollte. Vermuthlich wollte sie nicht gern durch die Vermittelung des Konsuls hören, was ich ihr zu sagen hatte.

Ich begann damit, der Königin mein Kompliment darüber zu machen, daß der Zwist, welcher die Reclamationen Frankreichs herbeigeführt hatte, glücklich beendet sey. Ich sagte ihr, daß ich hoffte, die zwischen beiden Staaten bestehende Eintracht werde nicht ferner gestört werden; daß der König mit allen ausländischen Nationen in Frieden zu leben wünsche, insonderheit aber mit den Tahitern, die unsere Seefahrer ihm als ein sanftes, gutes und gastfreies Volk geschildert hätten. „Wenn Eure Majestät“, so fuhr ich fort, „die Franzosen genauer kennen lernen, so wird es Ihnen nicht verborgen bleiben, daß man sie verleumdet hat, und daß sie der größten Rücksicht werth sind. Zwar haben bis jetzt erst wenige Franzosen in Ihren Staaten sich gezeigt; der Grund liegt aber nur darin, daß der Handel in diesen Meeren erst seit kurzem für uns wichtig geworden ist. Möchten Eure Majestät nicht, durch falsche Einflüsterungen verleitet, anzunehmen geruhen, die Franzosen seyen kein mächtiges Volk, und also unfähig, ihren Landsteuten in der Ferne Schutz angedeihen zu lassen.“

Die Königin ließ mir durch ihren weiblichen Drogman antworten, sie habe in der That noch wenig von der Französischen Nation sprechen hören und kaum jemals einen Franzosen gesehen; nun aber, da sie mit uns Bekanntschaft gemacht, sollten wir in Tahiti herzlich willkommen seyn und mit aller schuldigen Rücksicht behandelt werden, auf daß der Friede zwischen beiden Nationen fortdaure. Ich sagte ihr noch, wir schätzten uns glücklich, nach Tahiti gekommen zu seyn; unser Landsmann Bougainville, der zweite Seefahrer, welcher die Insel seit ihrer Entdeckung besucht, sey hier so freundlich aufgenommen worden und habe eine so reizende Schilderung von Tahiti gemacht, daß wir dem

lebhaftesten Drange, diese Insel zu besuchen und mit ihren Bewohnern einen Freundschaftsbund zu knüpfen, nicht hätten widerstehen können.

Beim Schlusse der Audienz lud ich die Königin ein, an Bord der „Héroïne“ zu kommen. Diese Einladung machte sie sehr verwirrt; sie zögerte lange mit einer Antwort. Man sah, daß widersprechende Gefühle in ihr kämpften. Die Gegenwart des Etuna \*) war, wie ich bald erfuhr, die Ursache dieser königlichen Verlegenheit. Die Gefangennehmung dieses Häuptlings hatte auf der ganzen Insel eine gewaltige Wirkung hervorgerufen, und Pomarré fürchtete, sie würde, gleich ihm, als Gefangene behalten und nach Frankreich geführt werden. Endlich faßte sie ein Herz und verhielt, nächsten Montag an Bord zu kommen.

Wir beurlaubten uns von der Tahitischen Herrscherin. Man hatte nur das Ende unseres Besuches abgewartet, um eine öffentliche Feiertlichkeit zu beginnen, von der auch wir Zeugen seyn sollten. Irre ich nicht, so war ein junger Prinz geboren, und man brachte Pomarré bei dieser Gelegenheit Geschenke und Huldigungen. Seit mehreren Tagen wimmelte es im Hafen von Piroguen, die aus anderen Gegenden der Insel und von den benachbarten Eilanden kamen, und blumenbekränzte Indianer beiderlei Geschlechts trieben sich an der Küste herum. Eine große Quantität Lebensmittel — vorzüglich gebratene Schweine, Fische, Bananen, Brodfrucht u. dgl. — hatte man in einem eingefriedigten Raume angehäuft. Diese Lebensmittel waren die Geschenke der Königin an ihre Gäste. Das Volk drängte sich um den esbaren Berg, wurde aber durch ein Paar Polizei-Beamte außer den Schranken gehalten. Auf ein Signal der Königin nahmen zuerst einige privilegierte Personen den ihnen zukommenden Antheil; dann stürzte der Haufe über die Vorräthe her, und Jeder schleppte fort, was er habhaft werden konnte. Diese Plünderung veranlaßte die drolligsten Scenen, ging aber in bester Eintracht von Statten.

Etwas später am Tage geruhete Pomarré, den überbrachten Tribut in Empfang zu nehmen. Sie war in ihren Palast zurückgekehrt und hatte unter einem anstoßenden Schuppen Platz genommen. Alles ging hier sehr ruhig und anständig von Statten. Jeder Stamm erschien im Prozessions-Schritte, die Frauen an der Spitze; und sobald letztere bei der Königin angelangt waren, legten sie ihre Blumenkränze und ihre leichten Gewänder huldiger nieder. Im Widerspruch mit der alten Sitte, befand sich aber unter dem Kleide, das sie ablegten, ein zweites, welches Umstand die Scene viel weniger eigenthümlich machte, als in früherer Zeit. Nach den Frauen kamen die Männer und legten ihre Gaben, welche auch in Schweinen, Früchten u. dgl. bestanden, der Königin zu Füßen. Herr Mörenhout und ich hatten während der Ceremonie unter einer Veranda des Palastes, von welchem Orte aus wir Alles bequem überschauen konnten, Posto gefaßt. Man brachte uns als königliches Gastgeschenk mehrere Körbe voll Mundvorrath und ein Paar fette Schweine; wir begnügten uns aber mit einem Korbe, welcher Ananas enthielt, und ersuchten den Ober-Vertheiler der königlichen Gaben, das Uebrige für sich zu behalten.

Bei Gelegenheit dieser Tahitischen National-Versammlung wurde der muthmaßliche Thronerbe, der erst einige Monate zählt, mit einem schönen Tuche umwickelt, dem Volke vorgezeigt.

Am Montage, als dem Tage des zu erwartenden Besuches Ihrer Majestät, begab ich mich, von zwei Offizieren begleitet, in die Wohnung des Herrn Mörenhout, um die Königin von dort aus abzuholen. Der Häuptling Tati, den wir bei dem Konsul fanden, bat uns, nicht zu eilen, und wir schlossen daraus, daß auch die Damen von Tahiti zu ihrer Toilette Zeit brauchen; allein der Konsul sagte uns, Tati habe seit ein paar Tagen öfter bei ihm angefragt, ob die Königin und Er wirklich ohne Gefahr an Bord der „Héroïne“ kommen könnten, und ob wir sie nicht gewaltsam mit nach Frankreich nehmen wollten. Diese Besorgniß war so allgemein, daß man von mehreren Orten der Insel Deputationen an die Königin schickte, um ihr die Erfüllung des gewagten Versprechens zu widerrathen. Der Konsul benahm dem Häuptling seine Zweifel, und gewisse festliche Vorbereitun-

\*) Das Folgende ist ein Auszug aus dem Berichte, den Herr Cécille, Capitain der Korvette „Héroïne“, an den Französischen Minister des Handels abgefaßt hat.

\*) Ein Neu-Seeländischer Häuptling, der als Geisel an Bord der Korvette sich befand.



gen, die man zu Pomarré's Empfang machte, stößten dem Volke wieder einiges Vertrauen ein. Als wir uns der Königin vorstellten, fanden wir sie bereit, uns zu folgen; ihre Mutter, ihre Tante, ein junges Mädchen, die Männer dieser Damen und ein Duzend Häuptlinge begleiteten sie. Wir vermischten die jungen Frauen, welche Pomarré gewöhnlich in ihrem Gefolge hat; man sagte uns, diese erschienen darum nicht, weil sie kein Europäisches Kostüm hätten; vermuthlich aber hatten die Missionaire ihnen eingeredet, ihre Tugend nicht in Versuchung zu führen, damit die gute Wirkung des Christenthums auf die Tahitischen Sitten nicht Lügen gestraft würde.

Als wir an der Küste erschienen, um an Bord zu steigen, wurde eine Kanone abgefeuert und die Korvette mit Schanzkeldern bedeckt. Die Königin erschrak über den unerwarteten Kanonenschuß; allein die Flaggen, welche man gleichzeitig an allen Masten aufzog, gaben dem Hasen ein festliches Ansehen, das ihr wieder Muth einflößte. Die Küste wimmelte von Zuschauern.

Als die Königin an Bord stieg, salutirten achtzig Bewaffnete unter dem Wirbel des Feldmarsches. Wir geleiteten Ihre Majestät in das Conseil-Zimmer, wo ein Frühstück aufgetragen war. Die Königin wollte ihren Mann zu ihrer Seite sitzen haben; dieser ist ein hübscher junger Mensch von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, der sich in seinem Europäischem Kostüm ungezwungen bewegt. Pomarré zählt schon siebenundzwanzig; auch sie hat kein ungefülltes Aeußere und mag vor etwa zehn Jahren sehr hübsch gewesen seyn. Ihr Benehmen ist voll natürlicher Würde. Die junge Prinzessin, die, wie man sagt, im Falle des Ablebens Pomarré's und ihres Sohnes zur Regierung kommen würde, ist vierzehn bis fünfzehn Jahre alt. Dieses arme Mädchen fühlte sich in der langen Robe, dem breiten Hute und den knapp anliegenden Schuhen sehr unbehaglich; sie hatte in ihrer Tahitischen Tracht ein viel angenehmeres Aeußere.

Schon waren die Königin und ihre ganze Suite mit dem Frühstück bedient, aber Niemand wollte essen. Ich konnte den Grund dieser Weigerung nicht einsehen, bis der Konsul mir sagte, daß man auf das Tischgedet wartete. Dati erhielt den Auftrag, diese Ceremonie zu vollziehen, und alsbald speisten unsere hohen Gäste mit großem Appetit. In Erwartung eines größeren weiblichen Personals, hatte ich viele kleine Kuchen und Pasteten backen lassen; allein es blieb wenig davon übrig, indem Ihre Majestät eine Auswahl der Leckerbissen, die sie nicht selbst genoß, auf die Seite legte, um sie dem kleinen Prinzen mitzubringen. Sie fand unser Brod vorzüglich; allein die Crème sagten ihr nicht zu. Bis auf diesen Augenblick soll sie weder Milch noch Rindfleisch genossen haben.

Als die Mahlzeit vorbei war, wünschte die Königin eine Orgel spielen zu hören, die sie im Zimmer bemerkte, und man erfüllte ihren Wunsch. Mochte aber der Organist nicht gut spielen, oder mochte es ihr größere Freude machen, sich selbst zu hören — genug, sie stand plötzlich vom Tische auf, trug ihren Stuhl vor das Instrument und drehte mit eigener hoher Hand, bis sie des Drehens müde war. Die Musik hat für die Tahiter einen besonderen Reiz.

Pomarré beehrte, unsere Waffenübungen zu sehen. Sie stieg auf das Verdeck, und die Soldaten ererzirteten mit einer Geschicklichkeit, die das Staunen unserer Gäste erregte.

Titania hatte sein Neu-Seeländisches Kostüm angezogen. Als der Gemahl der Königin-Mutter diesen Häuptling bemerkte, stellte er ihn Pomarré vor, die ihn eines Handschlags würdigte. Die Seeländische Sprache ist mit der Tahitischen so nahe verwandt, daß beide Theile einander sehr gut verstehen konnten.

Um fünf Uhr verließ uns die Königin. Wir gaben ihr das Geleit bis in ihren Palast, dem sie in möglichster Eile zuschritt, um ihr Europäisches Kostüm abzulegen, das den armen Indianerinnen sehr lästig fällt und wahre Karrikaturen aus ihnen macht, während ihr anmuthiges und materisches National-Kostüm ihnen sehr gut läßt. Es that mir leid, daß ich Pomarré kein Geschenk anbieten konnte (eine Orgel besaß sie schon); dennoch glaube ich, daß wir einen sehr guten Eindruck zurückgelassen haben. Am folgenden Morgen, als wir eben unter Segel gehen wollten, schickte mir Pomarré einige Schweine und eine Menge Bananen, Ananas, Kokosnüsse u. s. w. zum Geschenke. Ich ließ Alles unter die Mannschaft vertheilen.

Papeiti gewährt einen sehr freundlichen und lachenden Anblick. Von der Nordspitze, die ein Wald von Kokospalmen kränzt, bis zur westlichen Spitze zieht sich eine fast ununterbrochene grüne Belaubung und jenseits derselben eine Ebene mit üppiger Vegetation, die viele kleine Ströme bewässert. Gegen Abend baden sich in diesen Strömen Individuen jedes Alters und Geschlechtes bunt durch einander, wie in den goldenen Tagen der Menschheit. Im Hintergrunde der Ebene schließt eine Reihe majestätischer Berge den Horizont. Die kleine ganz mit Bäumen bewachsene Insel Ta erscheint inmitten der Rhede wie ein Körbchen voll Kräuter, das man ins Wasser gestellt, um die Kräuter frisch zu erhalten. Dieses Wasser, blau, wie der azurine Himmel, den es zurückspiegelt, ist von der hohen See durch einen langen schneeweißen Gürtel, den Schaum der am Riffe sich brechenden Wogen, getrennt. Leichte Piroguen, die mit ihren ungeheuren Segeln das schöne Wasserbecken nach allen Richtungen durchschneiden, beleben die Scene ungemein.

Tahiti ist in Rücksicht seines Handels und seiner Civilisation viel weniger vorgeschritten, als ich früher glaubte. Man findet hier zwar frische Lebensmittel in Ueberfluß, aber nur selten etwas Mehl und noch viel seltener Zwieback. Die Insel hat keine Art

von geistigen Getränken, keinen Kaffee, keine Hülsenfrüchte aufzuweisen; und wehe der Schiffsmannschaft, die sich hier mit frischem Proviant versorgen wollte! Zuckerrohr und Kaffee werden seit einigen Jahren kultivirt; aber beide Artikel sind noch in ihrer Kindheit, besonders der Kaffee, dessen Ertrag im vergangenen Jahre nicht 300 Franken überstieg. Das Kokosnuß-Öel, welches jetzt in allen Dampf-Maschinen England's so allgemeine Anwendung findet, wird in Sydney bereitet und scheint ein ergiebiger Handelszweig werden zu wollen. Der Handel mit Perlen und Perlmutter ist der bedeutendste; auch Pfeilwurz (arrow-root) gehört zu den Ausfuhr-Artikeln.

Was der Insel Tahiti bis jetzt eine gewisse Bedeutung gegeben hat, ist der Umstand, daß 50 bis 60 Amerikanische Raschelot-Fahrer jedes Jahr dasselbst einliefen, um ihre Equipage zu erfrischen und neue Vorräthe an Pataten und Schweinen zu sammeln. Dieser Zulauf scheint sich jetzt zu vermindern; die ökonomischen Seefahrer geben weniger besuchten Inseln, wo sie alle nöthige Artikel wohlfeiler haben können, den Vorzug.

Sitten und Lebensweise der Bewohner scheinen sich seit den Zeiten der Entdeckung nur wenig verändert zu haben. Den Missionairen zum Verdrusse, sind die heutigen Tahiterinnen, wie ihre Mütter und Großmütter, noch größtentheils Priesterinnen der Neuen Cythere; nur mit dem Unterschiede, daß sie die Mysterien ihres alten Kultus mehr im Verborgenen feiern, da jede Uebertreterin des neuen Gesetzes eine Geldbuße von sieben bis acht Piaßtern erlegen muß. Die Herren Missionaire scheinen hier, wie anderwärts, hauptsächlich darauf hingearbeitet zu haben, unter der Maske der Religion ihre weltliche Macht zu begründen und sich weltliche Güter zu erwerben. Sie sind Seelsorger, Viehhändler und Spekulanten im großen Maßstabe; und mit der Zeit wird alles Geld, das die Insulaner von den Fremden empfangen, in ihre gierigen Hände wandern.

Da der Capitain Dupetit-Thouars unserem Schiffe in Tahiti nichts mehr zu thun übrig gelassen hatte, so hielt ich es für un-nöthig, einen Aufenthalt zu verlängern, der mir Lebensmittel ab-sorbirte, die ich nicht zu ersetzen im Stande war. Mein Proviant reichte kaum noch auf zwei Monate, und ich wußte nicht, wie viel Zeit ich nöthig haben würde, um den Raum zurückzulegen, der uns noch von Batsparaiso trennte. Dieser erhebliche Grund bestimmte mich, unsere Abreise zu beschleunigen, und am 4. Dezember gingen wir unter Segel. (J. d. D.)

## Frankreich.

### Die sieben Saiten der Lyra.

Dramatisches Gedicht von George Sand.

(Fortsetzung.)

Hans. Meister, ich muß Euch offen sagen, daß ich die Heilung einer gewissen Art von Wahnsinn für ein Unglück halte. Die Aufregung eines poetischen Gehirns ist vielleicht oft der Ruhe einer kalten Urtheilskraft weit vorzuziehen. Glaubt Ihr nicht, daß Helene glücklich war, als ihre vom Fieber erglänzenden Augen die Wunder der unsichtbaren Welt zu erblicken schienen? O, gewiß! Damals war sie mit ihrem begeisterten Blick, mit dem seltsamen Lächeln, das auf ihren Lippen schwebte, unendlich schöner, als jetzt mit dem umdüsterten Auge und der schüchternen Schwermuth! Sie ist auch trauriger geworden, oder doch ernster, in dem Maße wie sie ihr Herz langsamer schlagen fühlte. Unser irdisch Theil kann wohl gewaltig danach streben, das stoffliche Leben wiederzugewinnen, aber der Geist hegt keine Sehnsucht, von dem Thron, den er sich in den Wolken gebaut, herabzusteigen, um hienieden in dunklen, mühseligen Kämpfen unterzugehen. Meister, was meint Ihr? Glaubt Ihr nicht, daß Helene mit der Wiederkehr ihrer physischen Gesundheit ihre Seele erkalten und in schmerzvolle Abspannung versinken fühlte? Glaubt Ihr nicht, daß sie nach ihren Träumen und Entzückungen sich zurücklehnt, nach ihren Tänzen mit Titania beim Aufgang des Mondes und nach ihren Wechselgesängen mit dem Gnomenfürsten beim Untergang der Sterne? Wer von uns gäbe nicht gern die Hälfte seiner derben Spießbürgergesundheit dahin für die goldenen Traumgesichte der Poesie?

Alb. Hans, Du sprichst nicht im Einklange mit meinen Gefühlen. Bist Du Poet oder Schüler der Weisheit? Wenn das Erstere, so mache Verse und verlaß meine Schule. Bist Du aber mein Jünger, so verirre Dich nicht durch romantische Paradoxen vom Geist Deiner Brüder. All die Fieberphantasmen, all die wahnsinnigen Metaphern bezeichnen einen rein physischen Krankheitszustand, während dessen das Gehirn des Menschen nichts Wahres, nichts Nützliches, folglich auch nichts Schönes zu erzeugen vermag. Ich begreife und achte die Dichtkunst, aber ich erkenne in ihr nur eine heitere, glänzende Form, dazu bestimmt, die ersten Wahrheiten der Wissenschaft, der Moral, des Glaubens, mit einem Worte, der Philosophie, zu vernünftlichen und allgemeiner zu verbreiten. Der Künstler, der sich kein erhabenes, kein sociales Ziel setzt, verfehlt seine Aufgabe. Was hilft es mir, wenn er sein Leben damit hinbringt, den Flügel eines Schmetterlings oder das Blatt einer Rose zu betrachten? Die kleinste Entdeckung zum allgemeinen Nutzen, die naivste Bemühung für das Wohl der Menschheit achte ich höher. Du hältst die Verzückten für begeisterte Sibyllen, die uns himmlische Geheimnisse zu enthüllen geschickt wären. Möglich ist es, daß ihnen unter dem Ein-



fuß einer seltsamen Aufregung der Sinn geöffneter ist, um die äußere Schönheit der Dinge zu empfinden; aber es fehlt ihnen an einer verständlichen Sprache, ihren Enthusiasmus uns mitzuteilen, und eine solche Anstrengung des Geistes in der Einsamkeit des Gedankens bleibt ein für Andere unerspriesslicher Zustand und kann für sie selbst nur gefährlich seyn.

Hans. Nun wohl, Meister, es ist Zeit, daß ich Euch unumwunden erkläre, ich bin Poet! Und doch mache ich keine Verse, und wenn Ihr mich nur ferner duldet, so will ich Euch nicht etwa verlassen, denn ich bin dabei auch Philosoph, und das Studium der Weisheit erhöht nur meine Vorliebe für die Poesie. Warum bin ich so? Und warum seyd Ihr anders? Und warum ist Helene wieder anders gebildet? Ich vermag das regelrechte, logische Denken ganz wohl mit der Kunstbegeisterung und mit der Liebe zu den Gebilden der Phantasie zu vereinigen. Ihr dagegen verbannet die Phantasie und die Künste, weil die eine sich nicht in mühsame Betrachtung verwandeln läßt und die anderen oft mit Glück aus unregelmäßigen Gedanken und ausschweifenden Leidenschaften ihre Eingebungen entnehmen. Helene in ihrem Wahnsinn gehört noch einer anderen dynamischen Ordnung an. Sie ist in eine so erhabene, so geheimnißvolle Poesie vertieft, daß sie mit der Gottheit selbst zu verkehren und der Zustimmung des Urtheils menschlicher Vernunft nicht zu bedürfen scheint.

Alb. Und was willst Du daraus schließen, mein Sohn?

Hans. Meister, erlaube, daß der Schüler erst vor Euch wiederhole, was Ihr ihn gelehrt. Gott hat uns in dieses Leben geworfen, wie in einen Schmelztiegel, in welchem wir nach Zurücklegung einer Existenz, von der wir keine Erinnerung haben, dazu verurtheilt sind, durch Leiden, Kämpfe, Arbeit, Zweifel, Leidenschaften, Krankheit und Tod umgeschmolzen, umgeformt und umgeformt zu werden. Wir bestehen alle diese Uebel zu unserm Besten, zu unserer Läuterung, zu unserer vervollkommnung. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geschlecht zu Geschlecht schreiten wir langsam, aber sicher zum Ziel, wovon, trotz alles Leugnens der Zweifelsüchtigen, glänzende Beweise zu Tage liegen. Wenn alle Unvollkommenheiten unseres Wesens, alle Mängel unserer Lage uns einschüchtern und entmutigen müssen, so sind uns dagegen auch höhere Eigenschaften und Kräfte verliehen, um Gott zu begreifen und nach Vollendung zu streben; sie sollen uns von der Verzweiflung, vom Elend, ja vom Tode retten, denn eine göttliche Stimme in uns sagt uns stets klarer und mächtiger, daß nichts im Weltall untergeht, und daß wir aus der Sphäre, in der wir gelebt, nur verschwinden, um in einer anderen Sphäre wiederzuerstehen, die unserer ewigen Entwicklung günstiger ist.

Alb. Dies ist mein Glauben.

Hans. Und der meinige auch, Meister, Euch sey es gedankt, denn der verderbliche Hauch der Welt, die Spottereien einer falschen Philosophie, der Schwindel der Leidenschaften hatten mich angesteckt, und ich fühlte die göttliche Stimme in mir wie eine vom Wind bewegte Flamme hin und her flackern und ersterben. Durch kraftvolle Beweisgründe, durch klare Logik, durch einen richtigen Begriff von der allgemeinen Geschichte der Wesen, durch tiefes Gefühl für die Wahrheit in der Geschichte des Menschen, durch glühende, auf die Arbeit Eures ganzen achtungswerthen Lebens gebaute Ueberzeugung führt Ihr meinen Geist zur Wahrheit zurück. Durch makellose Tugend, unbegrenzte Güte, rührendes Mitgefühl für alle Euch gleichende Wesen der Vergangenheit wie der Gegenwart und durch edelmüthige Langmuth gegen die, welche Euch verleugnen oder verfolgen, habt Ihr mein Herz gewonnen und die Ansprüche der Vernunft und des Gefühls in mir mit einander in Einklang gebracht. Was verlangt Ihr noch weiter von mir, Meister? Habt Ihr einen ergebeneren, ehrerbietigeren, treueren Schüler, so zieht ihn mir vor, denn wer Euch am besten begreift, der gleicht Euch auch am meisten, und der ist der Beste unter uns. Vielleicht ist es Wilhelm, vielleicht Karl. Segnet sie, aber suchet mir nicht, denn ich liebe Euch mit der ganzen Kraft meines Wesens.

Alb. Mein Sohn, mein Sohn, zweifle nur nicht an meiner Zärtlichkeit für Dich. Lieber zweifle an meiner Vernunft und an meiner Wissenschaft. Jetzt aber sprich, — sage offen Deine Gedanken.

Hans. Wohlan denn: die Menschheit ist ein riesenhaftes Instrument, dessen Saiten alle von einem überirdischen Hauch erbeben und ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Töne die erhabenste Harmonie hervorbringen. Viele Saiten sind zersprungen, viele verstimmt, aber das Gesetz der Harmonie ist so mächtig, daß der ewige Hymnus der Humanität beständig und überall ertönt, und daß Alles danach hinstrebt, den Einklang wieder herzustellen, wenn er durch den oft vorüberfahrenden Sturm gestört ist....

Alb. Kannst Du Dich nicht anders ausdrücken, als in Metaphern? Ich vermag es nicht, mich an diese Sprache zu gewöhnen. (Fortsetzung folgt.)

## T ü r k e i.

### Öffentliches und Privatleben in der Türkei.

#### VI. Religiöse Gebräuche.

Wir wenden uns jetzt zu den religiösen Übungen. Die Stimme des Muezzin ruft bekanntlich die Gläubigen in die Moscheen. Vorher müssen sie indeß Waschungen vornehmen.

Auf dem Vorhofe des Tempels ist eine schöne Fontaine von Marmor, welche gewöhnlich von belaubten Bäumen beschattet wird. Eine in den Stein eingegrabene Inschrift erinnert an den frommen Stifter. Den Vorschriften des Korans gemäß, schöpfen die Muselmänner Wasser aus der Quelle, besprengen sich das Haupt, die Hände, die Füße und waschen den Schmutz von ihrem Körper ab. Diejenigen, deren Gewissen nicht rein ist, gießen sich Wasser auf die Hände, lassen es über den Arm hinlaufen und rufen dreimal die Worte: „Tob-estafor-Allah“, welche der katholischen Formel: „Pocavi, Domine, miserere mei“, entsprechen.

Die Tempel sind ohne alle Verzierung; nur erinnern die Arabesken auf den Wänden an die Vorschriften des Korans. Am äußersten Ende des Gebäudes, auf der Seite, welche nach Mekka hin liegt, erhebt sich eine Estrade für den Priester; vom Gewölbe hängen einige Lampen hernieder, und der Fußboden ist mit Teppichen belegt. Auch hier sind, wie an den öffentlichen Orten, Herren und Skaven, Arme und Reiche untermischt, und es giebt weder Bank noch Ehrenplatz. Der Imam besteigt die Kanzel, analysirt einen Vers des Korans und trägt in einer kurzen Predigt die Moral und die Barmherzigkeit im Namen des allmächtigen Gottes vor. Sodann geht der Prediger nach der Estrade und beginnt, nach Osten gewendet, das Gebet; er zählt die Attribute Gottes, seine Gebote und seine Gnadenbeweise auf und kniet vor dem Allerhöchsten nieder. Mit ihm werfen sich die Gläubigen nieder, indem sie den Herrn loben und seinen Propheten preisen. Hiermit ist die Feierlichkeit beendet. Ich habe dieser religiösen Handlung mehrmals beigewohnt und muß gestehen, daß mir unsere Kirchen nicht immer ein so erbauendes Schauspiel gezeigt haben. Die Muselmänner haben keinen heiligen Tag, d. h. keinen, an welchem ihnen die Arbeit untersagt ist. Der Freitag ist ihr Feiertag, aber die Gläubigen, welche ihn heiligen wollen, sind nur verpflichtet, dem Mittagsgebet in den Moscheen beizuwohnen. Für den Rest der Woche sind sie an diese Übung nicht gebunden, und sie brauchen bloß dreimal täglich zu Hause ein Gebet zu verrichten. Die Frommen gehen täglich einmal in die Moschee und beten fünfmal, bei Tagesanbruch, Mittags, um drei Uhr, Abends und eine Stunde nach Untergang der Sonne.

Die Muselmänner feiern vier große Feste: den Geburtstag Muhammed's, Ostern oder Bairam, welcher drei Tage dauert und gegen Ende des Monats Ramazan oder Fastenmonats fällt, und Kurban-Bairam, welcher drei Monat nach dem Bairamfeste fällt. Der Ramazan erinnert an die Zeit, wo Muhammed, von seinen Feinden verfolgt, genöthigt war, sich zu verbergen; dieser Tag ist dem Fasten geweiht, aber in der Nacht nehmen die Gläubigen ihre Mahlzeit ein, besuchen sich und machen ihre Geschäfte ab. Der Kurban-Bairam ist das Hauptfest; an diesem schlachtet jede Familie einen Hammel; auch stattet man sich Besuche ab und beschenkt sich. Die Muselmänner wählen diese Epoche, um die gefährliche Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen. Der Koran besteht jedem Gläubigen, diese Pilgerfahrt einmal in seinem Leben zu machen, und nur die wichtigsten Beweggründe können davon freisprechen. Aber auch in einem solchen Falle muß der Gläubige einen Erfasman stellen. Die auf dieser Reise üblichen Gebräuche sind wenig bekannt, weil die Muselmänner sie den Ungläubigen verheimlichen, indeß ist es mir doch gelungen, Nachrichten darüber einzuziehen. Alljährlich ziehen mehrere Karavannen aus den verschiedenen Gegenden des Reiches nach Mekka. Die von Konstantinopel abgehende überbringt die Geschenke des Sultans; sie wird von einem Großbeamten des Reichs geführt. Am Tage vor der Abreise begiebt sich der Sultan mit seinem ganzen Hofe nach Skutari und wohnt dem Gebete bei, welches der Groß-Muezzin verrichtet. Am folgenden Tage bricht die Karavane auf und schlägt den Weg durch Klein-Asien, Syrien und die Wüste ein. In einer gewissen Entfernung von den heiligen Orten müssen alle Reisende absteigen und den letzten Theil der Reise sogar mit entblößtem Haupte zurücklegen. Indes kann dieser Akt der Buße durch zahlreiche Almosen ersetzt werden. In Mekka angekommen, lagern sich alle Hadshi's um die Kaaba unter Zelten und bereiten sich durch Fasten und Gebete zu dem Feste vor; die fünf täglichen Gebete sind hier unerlässlich. Das Prinzip der Bräderschaft und Gleichheit erhält in Mekka die weiteste Ausdehnung; alle Pilger gehen wie Brüder mit einander um, und die Bedürftigen werden reichlich mit allem Nothwendigen versehen. Zur Ehre der Muselmänner muß man sagen, daß sie ihre Almosen nicht äußerlich zur Schau tragen; diese erniedrigen denjenigen nicht, der sie empfängt, und machen den nicht stolz, der sie austheilt; sie sind eine Pflicht, und die linke Hand weiß nie, was die rechte thut.

Am Tage vor dem Feste schlachtet jedes Familienhaupt einen Hammel vor seinem Zelte, es erinnert dies an die Religionen des Alterthums. Sonst wird das Opfer von Muhammed in keinem anderen Verhältnisse vorgeschrieben. Am folgenden Tage wohnen alle Pilger dem Gebete bei, welches in dem Tempel stattfindet. Eine unübersehbare Menge bedeckt die Ebene. Alle Gläubigen knien in demselben Augenblicke auf dem Sande der Wüste nieder. Drei Tage lang versammeln sich alle Pilger des Abends bei den drei Brunnen, welche sich in der Nähe der Kaaba befinden. Jeder faßt einen Stein mit seiner rechten Hand und wirft ihn über die linke Schulter in den Brunnen, dem er den Rücken zukehrt. Die Steinvorräthe würden bald erschöpft und die Brunnen gefüllt seyn, wenn die Imams sie nicht wieder leeren ließen. Die Muselmänner behaupten freilich, die Engel unterzögen sich



diesem Geschäft. Die Kaaba war ein alter Göztempel, welchen der große Gesetzgeber seiner Religion weihte. Aber die fanatischen Muselmänner geben vor, dieselbe sey, wie sie dasteht, vom Himmel herniedergestiegen an einer Stelle, welche von Ewigkeit her durch einen schwarzen Stein bezeichnet war. Dieser Stein soll derjenige sein, auf welchem Abraham seinen Sohn opfern wollte.

Wenn die Ceremonien des Kurban-Bairam beendet sind, ziehen alle Pilger nach Medina, dem Geburtsort Muhammed's, dieselbe nimmt den zweiten Rang unter den heiligen Städten ein; Mekka ist die erste, weil sie das Grabmahl des Propheten enthält. Damaskus ist die dritte Stadt. Die Muselmänner behaupten, Christus werde eines Tages durch das Minarett der Moschee zu Damaskus niederfahren und erklären, Muhammed sey der größte Prophet. Wenn die Muselmänner von Mekka zurückkehren, heißen sie Hadjis, Pilger. Diese Benennung ist ein wahrer Adels-titel, welcher mit ihrem Namen verbunden wird und ihnen Ansprüche auf die größte Achtung aller Gläubigen giebt.

Aus dem Gesagten darf man noch nicht folgern, daß alle Muselmänner ihren Kultus mit derselben Einfachheit ausüben. In den Nächten des Ramazan versammeln sich die Fanatiker auf den öffentlichen Plätzen und vor den Moscheen. Hier exaltieren sie sich durch Meditationen, und wenn sie sich für hinlänglich begeistert halten, fangen sie an, sich immer schneller von der linken zur rechten Seite zu bewegen; dabei stoßen sie gewaltig und keuchend die Worte: „Allah an“, d. h. „Gott er“, aus. Allmählig wird ihr Athem beengter, ihre Züge ziehen sich zusammen, ihr Mund schäumt; zuweilen werfen sie auch Blut aus, und sie halten nicht eher an, als bis sie erschöpft und bewußtlos zur Erde niedersinken. Diese Fanatiker hatten früher eine große Gewalt über das gemeine Volk, welches sie für Wunderthäter hielt; jetzt betrachtet man sie indes auch schon wie gewöhnliche Menschen. Der Glaube ist bei den Muselmännern überhaupt mit dem Aberglauben verbunden; sie fürchten das böse Auge, und so oft sie die physischen oder moralischen Eigenschaften eines Menschen loben, setzen sie hinzu: „Masch Allah!“ Gott schütze ihn! Demjenigen, der sich dieser Schutzformel nicht bediente, würde man böse Absichten unterlegen. Zu demselben Zwecke hängt man Amulette und farbige Steine Frauen und Kindern an den Kopf, Pferden an den Hals. Die ersteren enthalten Verse aus dem Koran oder kabalistische Worte; die Steine sollen die Aufmerksamkeit des mit dem bösen Blick Behafteten abziehen. Beim Eintritt des Neumondes sieht man oft die Muselmänner auf den Straßen und Spaziergängen stehen bleiben, ihre Börse hervorziehen und das in derselben enthaltene Geld hin und her bewegen, indem sie ihre Augen fest auf den Mond richten. Das heißt ungefähr: Möge mein Reichthum beständig zunehmen, wie der Mond alle Tage größer wird.

In dem Sultan verehren die Muselmänner den Nachfolger, gesetzmäßigen Stellvertreter Muhammed's und den Oberpriester des Islam. Der Kaphti ist der oberste Richter und Deuter des Gesetzes; er nimmt den zweiten Rang in der religiösen Hierarchie ein. Dennoch kann er abgesetzt werden, und der Herrscher hat sogar das Recht über Leben und Tod über ihn. Der Scheriff von Mekka ist der Oberpriester der heiligen Orte. Der Sultan ernennet außerdem drei Groß-Kollah's; der eine hat seinen Sitz in Kahira, die beiden anderen verlassen Konstantinopel nicht und theilen sich in die oberste Jurisdiction der Europäischen und Asiatischen Türkei. Außerdem hat jede Provinz einen Kollah und jede Stadt einen Kadi. Advokaten giebt es in der Türkei nicht, und die Sprache hat nicht einmal einen Namen dafür. Jede Partei spricht für sich selbst; Kläger und Beklagter werden gehört, und der Richter fällt das Urtheil nach dem Koran. Da der Koran das Civil-Gesetzbuch wie das politische und religiöse der Muselmänner ist, so bekleiden die Richter eine wahrhafte Priesterwürde, dann kommen die Imams. Dies sind die Priester, welche die Gebete in den Moscheen verrichten und welche, von den Kadichas unterstützt, die Kinder in den Schulen unterrichten. Die Schulen sind mit den Moscheen verbunden.

Die Derwische sind bekanntlich die muselmännischen Mönche. In diesem Stande giebt es verschiedene Abstufungen: die Heuler, die Tänzer und die Bettler; das charakteristische Kennzeichen der Heuler und Tänzer ist ein grauer Filzhut, welcher einem Zuckerhut ähnlich sieht. Die Derwische bewohnen die Teks oder Klöster. Jeder hat hier seine Zelle. Viele sind verheirathet; Andere leben im Edlibate. Einige derselben sind auch Handwerker oder betreiben Handelsgeschäfte; Andere beschäftigen sich mit den Wissenschaften und der Literatur. Diese Klasse von Derwischen muß man nicht mit den Bettel-Derwischen verwechseln, welche Gott zu dienen glauben, indem sie in Unwissenheit und Mühseligkeit verharren. Man begegnet diesen in den Straßen oder auf dem Lande, wo sie sich nackt oder mit Lumpen bedeckt, um die Hüften das Fell eines wilden Thieres gewunden, umherreiben. In der einen Hand halten sie eine Lanze, in der anderen einen Napf, und von ihrem Rücken hängt ein hölzerner Löffel herab, mit dem sie das Ungeziefer, das sie zernagt, abkrabben. Diese Derwische gehen mit unbedecktem Haupte und kammern weder ihre Haare noch ihren Bart. Gewöhnlich sind sie sehr friedliebend, aber das unfröhliche Leben, welches sie führen, raubt ihnen nicht selten die Vernunft, und dann sind sie sehr gefährlich.

Der Fatalismus bildet bekanntlich einen Bestandtheil des re-

ligiösen Glaubens der Muselmänner. „Gott hat's gewollt!“ „So stand's geschrieben!“ sind geheiligte Worte bei ihnen, auf die sich nichts erwidern läßt. Der letzte Muselmänn zeigt im Unglück mehr Philosophie als der strengste Stoiker des Alterthums. Die Pest verwüstet jährlich die Türkei. Erwähnt man gegen die Türken die Verwüstungen derselben und macht sie darauf aufmerksam, daß Europa nicht von dieser Krankheit heimgesucht werde, so antworten sie: „Ihr seyd ungläubige und widerstehet dem Willen Gottes.“ Oft stellen sie freilich unseren Klugheits-Entschlüssen Argumente entgegen, gegen welche sich nichts einwenden läßt. Zu mir sagte einst ein Türke: „Ihr civilisirten Menschen habt kein Erbarmen. Wenn die Pest Einen der Euren erfaßt, so ergreift Ihr Alle die Flucht, und der Unglückliche sieht sich im Augenblick von seiner Familie verlassen und fremden Soldlingen preisgegeben. Bei uns ist der Kranke dagegen beständig von den Personen umgeben, die ihm theuer sind, mag er nun sterben oder leben bleiben.“ — Die Muselmänner treiben die Verachtung der Gefahr noch weiter. Wenn ein Pestkranker stirbt, waschen und bekleiden ihn seine Freunde. Wenn sie mit der Leiche auf dem Kirchhofe anlangen, werfen sie ihre Taschentücher auf dieselbe, lassen sie während der ganzen Zeit des Gebets auf derselben ruhen und ziehen sie erst dann zurück, wenn der Sarg in die Erde gesenkt wird.

Nach allem Vorangegangenen wird man wohl leicht glauben, daß die Art des Unterrichts in der Türkei noch viel zu wünschen übrig läßt. Indes muß man anerkennen, daß die Elementar-Kenntnisse ziemlich verbreitet sind. Mit jeder Moschee ist eine Medrasse, öffentliche Schule, verbunden, an welcher besoldete Lehrer (Chodichas) allen Kindern unentgeltlich das Lesen und Schreiben lehren. Außerdem giebt es noch höhere Schulen, wo Unterricht in der Theologie, der Poesie, der Arabischen Literatur, dem Persischen, der Philosophie des Aristoteles und in den Elementen der Geschichte, der Mathematik und der Geographie erteilt wird. Die Arzneikunde steht in großem Ansehen bei den Türken. Aber die medizinischen Bücher sind ein wirres Gemisch von Vorschriften des Hippokrates, des Galenus und der Arabischen Aerzte, welche mit Phantastereien und lächerlichen Erzählungen reichlich durchwoben sind. Seit einigen Jahren giebt es zwei medizinische Schulen im Orient: eine zu Konstantinopel und eine zu Kahira. Die erstere sieht noch ganz in ihrer Kindheit, die zweite ist gut organisiert und in voller Thätigkeit.

## Mannigfaltiges.

— Italienische Unterrichts- und Examinations-Methode. Folgender Bericht, den man als Zeitungs-Artikel in Deutschland kaum glaublich finden wird, ist dessenungeachtet ein Hauptbestandtheil einer der letzten Nummern der Römischen Notizie del Giorno (vom 25. April); auch interessant als Beispiel der Erziehung in den vornehmen Familien. „Den Beispielen edler Jünglinge, welche, ihrer erhabenen Geburt und ihrer Reichthümer ungeachtet, den Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern ein heiliges Verlangen tragen, reiht sich die Probe an, welche am 22ten d. Herr Pio de' Baroni Grazioli in seinem Palaste, in Gegenwart seiner theuren Aeltern, denen er sie darbrachte, und vieler durch Rang und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Personen, von seiner erworbenen Ausbildung ablegte. Dieser liebenswürdige und fleißige Knabe von 15 Jahren, durch wahrhaft glänzende Fähigkeiten so wie durch seine frommen Sitten ausgezeichnet, legte unter Leitung des Herrn Abbate Dr. Luigi Venti, Ehren-Kammerers Sr. Heiligkeit, zur vollen Zufriedenheit der Anwesenden seine Kenntnisse in der Lateinischen, Italienischen und Französischen Grammatik dar, zuerst in den allgemeinen Regeln und Gesetzen derselben, sodann auch praktisch im Auffagen und Erklären von Stücken aus denjenigen Autoren aller drei Sprachen, in welchen er sich bisher geübt hat. Mit eben so gutem Erfolge bestand er ein rigoroses Examen in der Geographie, in welcher ihn der verehrte Herr Joave tüchtig unterwies, in der heiligen und Römischen Geschichte, in der Heraldik, in der Kunde der Ritterorden und in der Mythologie. Er wußte in Allem trefflich Bescheid, ungeachtet ihm die mannigfaltigsten und abspringendsten Fragen vorgelegt wurden. Zuletzt, zur Bekräftigung des Ganzen, produzirte er sich in der Musik, in welcher er sich des Unterrichts des berühmten Meisters Herrn Candido Zannotti erfreut, und trug unter lautem Beifall und herzlichem Zurufe der ganzen hohen Versammlung schöne und schwere Klavierstücke allein oder in Gesellschaft seines Meisters vierhändig vor, so wie er auch zum Gesange aus der Partitur begleitete, Alles mit großer Fertigkeit. Die Versammlung bestand aus den Eminenzen De Gregorio, Della Porta, Polidori und Ciacci, dem Mons. Erzbischof von Palermo, dem Fürsten Albani, den Ehrw. Generalen der Gesellschaft Jesu und der Minoriten u. s. w. Zur wohlverdienten Belohnung seiner Fortschritte und dargelegten Kenntnisse erhielt er als Prämie von seinen väterlichen Aeltern vier schöne goldene Medaillen mit passenden Inschriften, welche zu diesem Zwecke geprägt waren. Diese überreichten ihm die obgenannten Kardinäle unter dem lebhaftesten Jubel aller der edeln Herzen, welche diese vorzügliche Versammlung bildeten. Glückliche Söhne, die Verwandten, die Erzieher, welche einem preiswürdigen Exempel folgen!“